Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 76 (1935)

Artikel: Der Schützenbecher : Erzählung aus Unterwalden
Autor: Matt, Josef von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1008078

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Schützenbecher.

Erzählung aus Unterwalden
von Joſef von Matt.

Mehr als 200 Scheiben und davor ein Bauernbub.

Der Lohmatt Walter begann zu laufen. Er ſuchte ſeine Kameraden unter den vielen hundert Schützen, welche aus den Zügen ausgeſtiegen waren. Während ein Trachtenmeitſchi ihm eine Plakette an den Tſchopen geheftet hatte, waren ſie ihm aus den Augen verſchwunden. Er rannte lange kreuz und quer im Bahnhof herum und landete ſchließlich ohne ſie zu finden beim Ausgang auf dem großen Platz. Dort blieb er ſtaunend ſtehen und ſchaute in das Gewimmel von Menſchen, Uniformen, Tram und Autos. Sah die vielen hundert Fahnen, Flaggen und Wimpeln. Sah eine Blechmuſik vorüberziehen, gefolgt von vielen Schützen.

Er gab endlich das Suchen auf und fuhr mit einem Autobus zum Schießplatz.

Dort ſtellte er ſich vor den Eingangsbogen direkt unter eine rieſengroß gemalte Helvetia und wartete. Er ſah bald, daß hier zu dieſem eidgenöſſiſchen Schützenfeſt eine bunt zuſammengewürfelte Schar von Menſchen gekommen war. Da gingen Männer mit Stutzern und Piſtolen in weißen, grauen und ſchwarzen Ueberhemden. Viele trugen Ledertaſchen umgehängt, wie Offiziere. Auch Frauen und Mädchen gingen in dem Gewoge von Menſchen hin und her. Ein Spitalauto fuhr mitten durch die Menge. Irgendwo wurde ein Militärmarſch geſpielt und dazu knatterten ohne Pauſe Gewehrſchüſſe.

Nach langem Warten ſah Walter den Schützenpräſidenten ſeines Dorfes aufgeregt daherkommen. Dieſer ſchimpfte aber keineswegs mit ihm, ſondern ſteckte ihm lachend die Feſtkarte auf den Hut und ging mit ihm in den Schießſtand.

Walter ſtaunte nicht wenig ob der ungeheuern Länge dieſes Zeltes. Er, der bisher nur an kleinen Schießanläßen teilgenommen hatte, ſah vor ſich eine Reihe von über zweihundert Scheiben. Der Schützenpräſident ließ ihn jedoch nicht lange ſtaunen. Er führte ihn zur Waffenkontrolle, zum Munitionsſchalter und zeigte ihm wo für ihn Standnummern eingeſtellt waren.

Es war nicht ſo leicht zum Schuß zu kommen. Es war auch nicht leicht in dieſem ungeheuern Maſſenandrang ruhig zu ſchießen. Walter war über das Reſultat der erſten Schüſſe nicht begeiſtert. Er ſpürte daß er ſich noch zu wenig an dieſen Betrieb gewöhnt war. Er verließ ſeinen Platz wieder und ſchlenderte im Schießſtand herum. Da ſah er einen Schützen der glänzende Metalldinge in die Ohren ſteckte. Ein anderer trank vor dem Schießen den Inhalt eines kleinen, braunen Fläſchchens aus. Männer mit ſeltſam konſtruierten, ſonderbaren Brillen waren häufig zu ſehen.

Dieſe Beobachtungen waren nicht geeignet Walters Selbſtbewußtſein zu ſtärken. Er hatte bis heute keine ſolche Triks und „Vörteli“ angewandt. Auf einmal kam eine gehörige Wut über ihn. Er ſagte ſich: „Wenn einmal Feinde in unſer Land einbrechen, und es heißt, Haus und Heimat zu beſchützen, können die dann auch Gütterli austrinken, Maſchineli in die Ohren ſtecken und Apparate vor die Augen binden. Die kommen alle zu ſpät“.

Als er dann nachher wieder zum Schießen ſich hinlegte, lag ein tiefernſter Zug auf ſeinem jungen Geſicht. Er kümmerte ſich nicht um links und rechts, zielte lange und vorſichtig, ſetzte wieder ab, ſchaute in den dunkeln Tannenwald hinter den Scheiben und ſchoß als ob er hier ganz allein wäre, ruhig und gut.

Nach und nach ſammelten ſich Zuſchauer hinter ihm, welche durch die vielen guten Schüße auf ſeiner Scheibe aufmerkſam geworden waren. Einige Männer ſprachen mit ſichtlicher Freude von dem jungen Schützen, der da im einfachen Bauerngewand und den genagelten Bergſchuhen vor ihnen lag. Sie beachteten ſeine Haltung und ſein Geſicht, auf welchem nach jedem

Schuß Befriedigung oder Zweifel zu leſen war, ſahen zu, wie die ſchwarzen Augen blitzten, wenn er dem Warner etwas zurief.

Ruhig ſtand Walter auf und ſchrieb langſam ſeinen Namen unter die Reſultate. Da kam ſein Schützenpräſident, welcher ſchon lange unbemerkt zugeſchaut hatte, auf ihn zu. Dieſer klopfte ihm freundlich auf die Schulter und bot ihm Glückwunſch und Handſchlag.

Wie Walter Kranz und Becher brachte.

Auch bei den andern Schützenkameraden löſte Walters Kranzreſultat freudige Begeiſterung aus. Alle waren ſich ſofort einig, dieſe Glanzleiſtung bei gutem Wein gebührend zu feiern.

Gemsjäger.

Der Schützenpräſident, der ſchon am Tage vorher hier geweſen war, kannte ſich in der Feſthütte ſchon ordentlich aus. Er benahm ſich als Führer. Er zeigte ſeinen Kameraden die gewaltige Bühne, den großen Orcheſterraum, erklärte ihnen die Radioapparatur mit den überall verteilten Lautſprechern. Er nahm den Hut ab und führte ſie vor die Fahnenburg. Majeſtetiſch hing in der Mitte die große eidg. Schützenfahne rings umgeben von an die hundert prachtvollen, farbenfrohen Vereinsfahnen.

Dann ſuchte der Präſident eifrig nach einem beſtimmten Tiſch. Als ſie dort angekommen waren, ſagte er: „Hier können wir uns zu Hauſe fühlen, denn hier ſerviert ein Mädchen, ich glaub faſt, es iſt noch mit dem Lohmatt Walter in die Schule gegangen". Alle ſchauten ſich nach Walter um, aber er war nicht mehr bei ihnen. Zuerſt wollten ſie ihn wieder ſuchen, dann aber entſchloſſen ſie ſich, lieber hier auf ihn zu warten. Richtig kam auch eine junge, blonde Feſtkellnerin auf den Tiſch zu.

„Ja, das iſt ja s' Breitacher-Annili", ſagte einer, „nu, nu, du haſt dich aber gemacht, Herrſchaft iſt jetzt das ſchon ſo lange her, ſeit du aus unſerem Dorf fort biſt, haſt gewiß ſchon einen Schatz und eine noble Ausſteuer?" „Sagt ihr mir lieber, was ihr trinken wollt, ihr werdet wohl dafür und nicht wegen mir zum Schützenfeſt gekommen ſein", ſagte das Annili und putzte mit großem Eifer an dem weißen Wachstuch herum.

Sie beſtellten Feſtwein und ſtürzten ſich nun gemeinſam auf die bisher geſchoſſenen Reſultate. Ihre Gruppe hatte gut abgeſchnitten: 3 Ehrenmeldungen, der Schützenpräſident hatte einen Kranz, und dann die Glanzleiſtung des Lohmatt-Walter. Es war aller Grund vorhanden, froh und luſtig zu ſein.

Walter war nicht wenig erſtaunt, als er endlich zu den Kameraden kam und das Breitacher-Annili bei ihnen fand. Und das Annili machte große Augen, als der Lohmatt Walter mit einem Becher in der Hand und einem Lorbeerkranz auf dem Hut vor ihm ſtand. Nach dem allſeitigen Gratulieren erklärte er: „Ich habe gedacht, ich ſchieße noch meine Stiche, morgen iſt es vielleicht nicht mehr ſo gut. Und es iſt gut gegangen." Dabei warf er ſein Schießbüchlein auf den Tiſch und ſtellte den ſilbernen Becher daneben.

Naſſe Hoſen und ein ſchwerer Kopf.

Beim Nachteſſen goß Annili dem Walter einen halben Teller Suppe auf die Hoſen. Das gab nun Anlaß zu eifrigem Putzen und zu Neckereien. Walter betrachtete mit Sorge ſeine Sonntagshoſen, verſöhnte ſich jedoch mit ſeinem Schickſal, ſobald Annili mit rührender Sorgfalt an ihm herumputzte. Er betrachtete dabei viel mehr Annilis Hände und runde Arme als die naſſen Hoſen. „Selbſtverſtändlich muß Annili dafür Schadenerſatz und Schmerzengeld bezahlen", ſprach der Präſident, „was meinſt du Walter, biſt du mit einem Kuß zufrieden?" Walter wurde etwas verlegen, nickte aber eifrig. Annili ſagte ſchließlich: „Meinetwegen, aber nur wenn ich ſagen kann wann und wo".

Von da ab verfolgte Walter jedes Kommen und Gehen des ſchönen Mädchens. Er ſchaute oft feſt und tief in die blauen Augen und freute ſich auf das Schmerzensgeld.

Ringsum tobte lauter Feſtrummel. Das Orcheſter ſpielte, da und dort wurden im kleinen Kreis Reden gehalten. Die Stimmung in der Feſthalle ſchien ausgezeichnet zu ſein. Beſonders luſtig aber waren die Schützen an Annilis Tiſch. Dort machte Walters Becher faſt anhaltend die Runde. Sogar Annili mußte mitmachen und auf Walters und des Vaterlandes Wohl manchen kräftigen Schluck tun.

Niemand von ihnen hatte bemerkt, daß ſich ein junger Mann in hellen Hoſen, weißen Schuhen und blauer Jacke nahe zu ihnen an den ſelben Tiſch hingeſetzt hatte. Sie wurden erſt auf ihn aufmerkſam, als er übermäßig laut rief: „Anni, Anni, komm doch mal her, was iſt denn das für ein Service".

Walter verfolgte geſpannt, wie das Mädchen zu jenem hin ging und ihn begrüßte. Er ſah, wie dieſer mit Annili ſprach und dazu mit einem Kamm durch das lange Haar ſtrich und dann umſtändlich und auffällig an der grellfarbigen Cravatte herumfingerte.

Je länger Annili dort bei dem Langhaarigen ſtehen blieb, um ſo gehäſſiger ſchaute Walter zu dieſem hinüber. Vielleicht war es nur der ungewohnt viele Wein, welcher ihm zu Kopf ſtieg, oder war es eine regelrechte Wut. Walter begann plötzlich viel und laut zu ſprechen und ſetzte dazu ſeinen Hut mit dem Lorbeerkranz wieder auf.

Schließlich brach die kleine Geſellſchaft auf. Walter flüſterte dem Annili beim Abſchied zu: „Morgen kommen wir dann am Morgen ſchon. Schlaf wohl unterdeſſen".

Ganz hinten beim Ausgang drehte ſich Walter nochmals um. Da ſah er wie der Langhaarige ſeine Hand ganz vertraulich auf Annilis Arm gelegt hatte. Mehr konnte er nicht ſehen, er wurde im Gedränge hinausgeſchoben.

Den geplanten Pintenkehr machte Walter nicht mehr mit. Er hatte nun genug. Die ganze Gruppe aber begleitete ihn zum Hotel. Der Schützenpräſident trug ſogar ſeinen Regenſchirm geſchultert und pfiff feierlich den Bernermarſch, während ihm die andern im Gänſemarſch nachfolgten.

Auf ſeinem Zimmer angekommen verſpürte Walter ſchwere Müdigkeit. Er beeilte ſich ins Bett zu kommen. Merkwürdig, das ſchiefhängende Bild an der Wand ſchien ſich zu bewegen. Es glitt mit ſamt dem Tapetenmuſter gegen die Ecke zu. Auch das Bett bewegte ſich deutlich ſpürbar auf und ab. Walter löſchte das Licht. Es zwirbelten vielerlei Farben vor ſeinen geſchloſſenen Augen. Er ſah wehende Fahnen und Scheiben, eine Cravatte und dann Annilis Ruibili, dicht vor ſich rote Wangen und Lippen.

Eine ſchöne Rede und eine hungrige Fahrt.

Am andern Morgen ſah Walter auf dem großen Feſtplatz einen feierlichen Einzug. Viele tauſend Schützen gruppierten ſich um die Rednertribüne. Walter trat möglichſt nahe hin und hörte den Redner ſprechen:

„Unſer Vaterland, unſer liebes Schweizerland kann nur beſtehen, wenn jeder ſeine volle Pflicht tut, opferfreudig und ſtets bereit ſein Herzblut und Leben der Heimat zu ſchenken. Wenn wir unſere Wehrmänner und Schützen zu dieſem Eidgenöſſiſchen Feſt zuſammenrufen, geſchieht dies

als Aufgebot an alle, welche fähig ſind und den Mut beſitzen in ernſter Stunde der Gefahr und Not die Heimat vor den Feinden zu beſchützen. Es iſt aber zugleich ein Aufgebot zu Frieden und Freundſchaft. Unfrieden und Zwietracht der Parteien und Unterſchiede der Stände haben wir vor den Toren dieſer Stadt zurückgelaſſen. Wir ſind hier, um über alle Gegenſätze hinweg uns freundeidgenöſſiſch die Hand zu reichen. Dieſer Handſchlag aber ſoll ein Bündnis ſein, einiger Treue und wahrer Liebe zur Heimat."

Walter fühlte ſein Herz heftig ſchlagen. Er empfand eine feſte Verbundenheit mit all dieſen Menſchen, dieſen Miteidgenoſſen. Er ſang ſogar laut mit den andern mit, als am Schluſſe die Muſik den Schweizerpſalm ſpielte.

Er ſchaute zu, wie die hohen Herren, die vielen Fahnen, die verſchiedenen Muſikkorps und alle die vielen tauſend Schützen in die Feſthalle zogen. Er ſchloß ſich ihnen an. Es war ihm aber unmöglich, an Annilis Tiſch zu gelangen.

Beim Nachteſſen goß Annili dem Walter einen halben Teller Suppe auf die Hoſen.

Ueber zweihundert Tiſche waren für das Feſtbankett reſerviert. Von ſeinem Platz aus konnte er nur dann und wann Annilis Ruibili ſehen.

Den Langhaarigen von geſtern abend ſah er auch. Walter konnte ihn eine Zeitlang beobachten, dabei dachte er ſich, daß es ihm doch ſchwer fallen würde, dieſem blöden Kerl freundeidgenöſſiſch die Hand zu reichen.

Annili ging einmal nahe an Walter vorbei. Es hatte aber alle Hände voll Teller und Flaſchen und konnte ihm nur ſchnell zunicken.

Die Kameraden kamen ſo ſpät aus dem Schießſtand zurück, daß die ganze Gruppe beinahe den Zug verſpätet hätte. Mit hungrigem Magen ſaßen ſie in einem überfüllten Bahnwagen. So fuhren ſie fort aus der feſtlichen, gaſtlichen Stadt, heimzu.

Wie Walter und die Schützen im Dorfe Einzug hielten.

Unterdeſſen war daheim im Dorf der Bericht von den geſchoſſenen Reſultaten eingetroffen. Dieſe frohe Botſchaft verurſachte nicht geringe Aufregung. Bald war man ſich dort einig, daß die Schützen am Bahnhof feierlich empfangen werden ſollten. Der Gemeindepräſident war nicht zu Hauſe. Er wurde überall geſucht, und endlich fand man ihn oben auf ſeinem Bergmattli. Sogleich ſteckte dieſer ſeine Gabel in den Boden und ging mit ſchnellen Schritten dem Dorf zu.

Als der Zug ankam, mußte der Gemeindepräſident zuerſt noch die unterſten Weſtenknöpfe ſchließen, bevor er die heimkehrenden Schützen begrüßen konnte. Ein kleiner Teil der Dorfmuſik war auch anweſend. Der Tambour hatte ſogar Zeit gefunden, die Uniform anzuziehen, und ſchlug nun ſo heftig auf die Trommel, als ob er alle fehlenden Inſtrumente erſetzen müßte.

Der Schützenpräſident und der Gemeindepräſident nahmen den Lohmatt-Walter in die Mitte und ſchritten mit den andern Schützen und der Muſik voraus durch die Dorfſtraße. Ringsum ſtanden Frauen und Mädchen und ſprangen jauchzende und lärmende Kinder. Von den Fenſtern grüßten alte Leute; die Männer des Dorfes gingen plaudernd weit hinter dem Zug nach

und traten ebenfalls feierlich in die Wirtschaft. Ein kleines Fraueli mit einer Milchbrennte am Rücken, wischte sich vor Rührung mit einem roten Taschentuch die Augen.

Das war ein lustiges Begrüßungsfest. Der Wirt riß dem Walter fast den Arm aus, so heftig beglückwünschte er ihn. Das erste Fäßchen Bier war leer, bevor die Wirtin die letzten grünen und roten Guirlanden an der Decke befestigt hatte. Die Schützen wurden immer wieder gleichzeitig mit verschiedenen Fragen bestürmt, so daß niemand etwas erzählen konnte. Der Metzger brachte Würste, ließ den Korb bei der Türe stehen und beglückwünschte ebenfalls die Schützen.

Der Gemeindepräsident saß auffallend ruhig am oberen Ende des Tisches, betrachtete mehrmals lange und aufmerksam das verkaute Mundstück seiner Brissago. Endlich klopfte er ans Glas, stund auf und begann zu reden: „Meine lieben Schützen! Ihr seid jetzt vom eidgenössischen Schützenfest heimgekommen und wir haben euch am Bahnhof abgeholt. Das ist immer ein Zeichen, daß dem Dorfe eine Freude passiert. Wenn wir das heute getan haben, so war das nicht nur eine gewöhnliche Freude, sondern eine patriotische, eine vaterländische Freude. Ihr seid ausgezogen, um dem Vaterland zu zeigen, daß ihr mit Herz und Hand allzeit bereit seid. Alle für einen, einer für alle. Die Resultate, die da gemeldet wurden, sind der Beweis, daß wir der großen Schweiz auch etwas vormachen können. Sie sind ein Beweis, daß hier in unsern Bergen Männer sind, welche das Vertrauen und die Ehrung unseres Vaterlandes verdienen und erworben haben. Meine lieben Schützen, ich entbiete euch den Willkommgruß und den Glückwunsch der Gemeinde und den Dank der Gemeinde. Ich bin nie ein großer Redner gewesen, aber immer ein Freund des lieben Vaterlandes, und ein Freund aller, welche für das Vaterland so wacker einstehen. Ich rede hier im Namen der ganzen Gemeinde und sage, wir sind stolz, da unter uns solche Männer zu besitzen."

Darauf trat er mit seinem Glas zu jedem der Schützen, während ringsum Bravorufe ertönten.

Der Schützenpräsident verdankte die herzlichen Worte und erzählte dabei, wie der Lohmatt-Walter zweimal verloren gegangen sei, aber jetzt wollten sie dann auf ihn gut aufpassen, daß er nicht mehr davon laufe.

Bis spät in die Nacht kam Walter auch wirklich nicht dazu, davon zu laufen. Nur seine Gedanken waren nicht immer in der rauchigen Wirtsstube. Ein paar Mal flogen sie voraus, heim zur Mutter, und auch ein paar Mal zurück in die Festhütte an jenen langen Tisch, zu den blauen Augen und den hellen Ruibili.

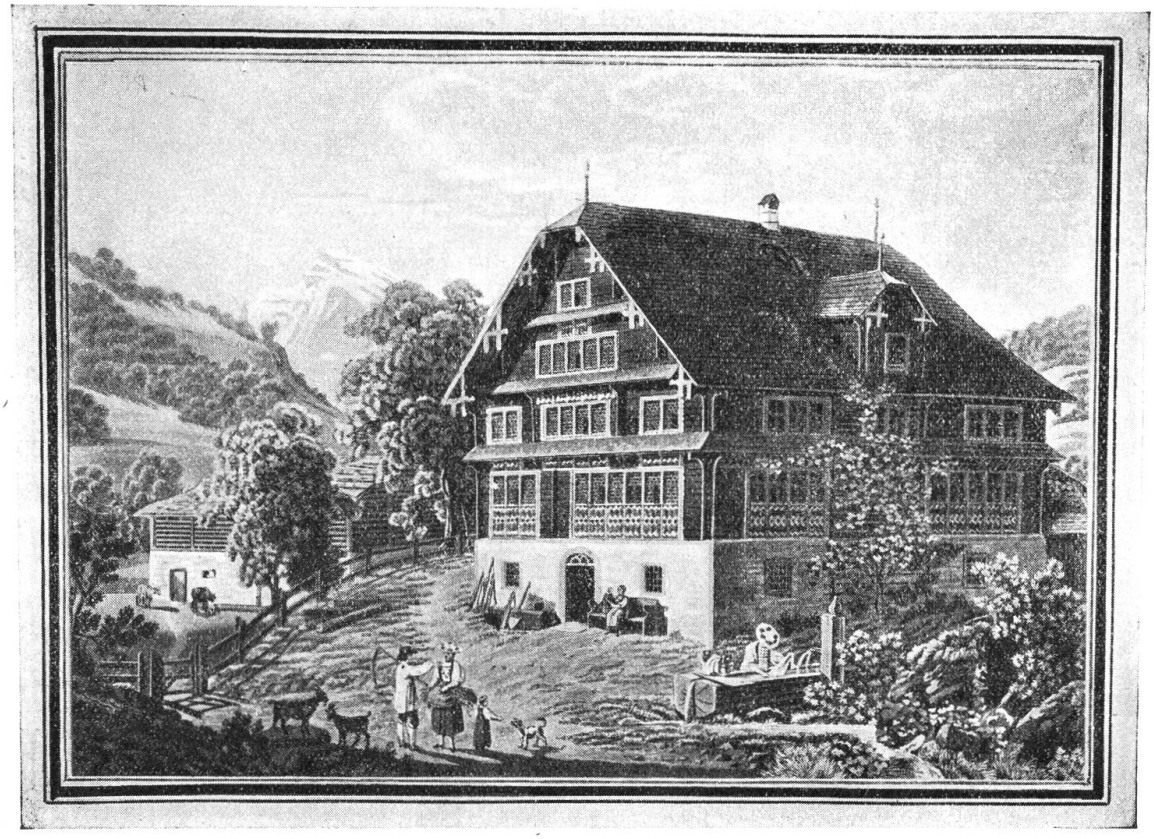
Und wie die Mutter ihren Sohn begrüßte.

Im Häuschen der Lohmatt brannte noch Licht. Dort saß Walters Mutter hinter dem Tisch und blätterte in einem Kalender. Zerstreut überflog sie Seite um Seite, um wieder ganz vorne zu beginnen. So weit das Jahr verflossen war, standen Bemerkungen bei den verschiedenen wichtigen Fragen. Plötzlich erhob sie sich, trat ans Buffet und nahm dort Tinte und Feder. Sie rückte die Petrollampe näher, setzte sich wiederum in die hinterste Ecke unter das Kruzifix und den Stechpalmenzweig und suchte im Kalender den Tag, der nun bald zu Ende ging. Zu diesem und dem vorherigen schrieb sie: Eidgenössisches Schützenfest. Sie schaute so lange auf ihre Schriftzeichen, bis diese ganz trocken waren. Als ob ihr plötzlich etwas in den Sinn gekommen sei, ging sie zur Stube hinaus auf die Vorlaube. Sie schaute lange in die dunkle Nacht, griff dann an einigen Wäschestücken herum, nahm zwei davon über den Arm und ging damit in die Küche.

So hatte sie diesen Abend schon viele Male in die Nacht geschaut. Sie hatte dabei Stück für Stück, fast die ganze Wäsche von der Vorlaube hereingeholt.

Da sie später wieder hinaustrat, hörte sie Stimmen drüben an der Landstraße. Eilig ging sie zurück in die Stube, versorgte Tinte und Feder und setzte sich wieder an den Tisch.

Walter trat bald darauf in die Stube. Den Lorbeerkranz auf dem Hut, das Gewehr in der Hand, ſtand er einen Moment breit und groß da, ſtellte dann den Schützenbecher auf den Tiſch und ſprach: „Da bin ich wieder, Mutter, ſchau, was ich dir für einen ſchönen Becher mitgebracht habe, ſchau, wie er glänzt und glitzert. Sieh her, lies, was darauf geſchrieben ſteht.“ Die Mutter nahm den Becher in die Hand, brav wieder heimgekommen biſt. Haſt auch gebetet am Morgen und am Abend, Walter?“ Er ſchaute etwas verlegen auf das kunſtvolle Wappen und ſprach: „Du, der Gemeindepräſident hat geſagt, daß er ſtolz auf mich, auf uns ſei.“ „Ich habe ſchon geſehen, wie ſie euch und dich voraus abgeholt haben, ich war gerade mit der Milch ins Dorf. Ja, ja, heute biſt du jetzt einmal der Erſte geweſen; es iſt ſchön, einmal



Unterwaldner Bauernhaus vor 100 Jahren.

drehte, wendete und betrachtete ihn, legte die eine Hand ſanft auf Walters Arm und ſprach: „Schön, ſchön, Walter, haſt gut geſchoſſen, wie der Vater ſelig auch. Machſt mir Freude, Bub. Den Becher ſollſt du in Ehren halten. Eine ruhige Hand und ein ſcharfer, klarer Blick ſind auch Gottesgaben. Jetzt biſt wieder daheim, ich freue mich, Walter.“ „Wenn ich gewußt hätte, daß du aufbleibſt und warteſt“, ſagte der Sohn, „wäre ich früher heimgekommen, haſt unterdeſſen ſo zu viel zu tun gehabt, Mutter.“ „Macht nichts, wenn du nur geſund und der Erſte zu ſein, es kommen dann wieder andere Zeiten. Du, Walter, jetzt gehen wir ſchlafen.“ Sie ſtellte den Becher ins obere Buffetſchränkli, ſchloß ab und verſteckte den Schlüſſel. Dann nahm ſie Weihwaſſer und gab dem großen Bub davon. „Behüt dich Gott, Walter, und ſchlaf gut. Gelobt ſei Jeſus Chriſt.“ Mit tiefer, ernſter Stimme antwortete er: „In Ewigkeit. Amen. Gut Nacht, Mutter.“ Dann probierte er ſchnell noch, ob das Büffetſchränkli auch richtig gut verſchloſſen ſei und ging in ſeine Laube hinauf.

Mutter konnte gut erzählen und ermahnen.

Die Sonne ſchien hell und freundlich auf das kleine, ſonnenverbrannte Häuschen, als Walter am Morgen mit der leeren Brennte vom Dorfe heimkam. Er ſah oben auf dem Dach die zwei großen Firſtſchindeln über den Giebel hinausragen. Der Sturmwind hatte ſie in der vorigen Woche beinahe unter den ſchweren Steinen weggeblaſen. Er ſah den Haufen Holz, den er ſchon lange hatte aufſchichten wollen und war erſtaunt, daß er hier alles unverändert vorfand. Er hatte doch ſo viel erlebt, ſo viel geſehen, war gefeiert worden, und hier ſah man nicht die geringſte Spur, daß etwas geſchehen war.

Er ſpürte leichte Kopfſchmerzen und eine ſonderbare Müdigkeit in allen Gliedern. Als er aber wieder recht im Schaffen drinn war, fing er an zu pfeifen und freute ſich, wieder daheim zu ſein.

In den folgenden Tagen mußte er der Mutter immer und immer wieder erzählen. Sie wollte wiſſen, wie die ſchöne Stadt und die noblen Herren ausgeſehen haben. Was für ein Zimmer er gehabt, wann und wie nacheinander er geſchoſſen habe. Mutter konnte gut fragen, und Walter war manchmal nahe daran, vom Breitacher Annili zu erzählen.

Eines Abends, die Mutter ſaß auf der Bank vor dem Hauſe und pflückte von den ausgeriſſenen Stauden Winderbſen, kam Walter wie zufällig auf die Breitacherer zu ſprechen. Er nagelte neue Spitzlattli an den Gartenhag und fragte ſo nebenbei: „Wo ſind auch die Breitacherer Buben alle hingekommen?“ Mutter erzählte gerne Familiengeſchichten: „Die ſind alle fort“, begann ſie zu erzählen, „und niemand weiß, wie es ihnen geht. Das Vreni iſt mit den drei Brüdern auf Ueberſee. Ja, ja, die haben keine ſchöne Jugend gehabt. Der Vater, das kannſt du dich halt noch nicht erinnern, hat als junger Mann viel zu teuer den Breitacher übernehmen müſſen. Seine Frau — Gott habe ſie ſelig! — war nicht „Gſparige“ genug für das kleine Heimetli und die fünf Kinder. Ich weiß noch gut, wie die Jüngſten zwei, das Annili und der Peter, bei uns in der Küche geſtanden ſind und mit großen, hungerigen Augen in die Suppenpfanne geſchaut haben. Jedesmal, wenn ich ihnen eine halbleere Platte von unſerem Tiſch hingeſtellt habe, iſt ſie nachher ſauber geweſen wie abgewaſchen. Der Peter hat manch ein Paar Hoſen von dir ausgetragen. Der Breitacherer hat geſchuftet und gewerkt und ſich ſchier zu Tode geſchunden. Und ſeine Frau, ja ſie hat auch viel geſchafft, aber bei jeder Kilbi und Tanzeten mußte ſie dabei ſein. Das braucht Kleider, Walter, und Geld. Zweimal, daß ich weiß, hat ſie neue Vorhänge in der Stube aufgemacht, und nicht vom Billigſten. Das ging ſo lange, bis er mit den Zinſen nicht mehr nachkommen konnte. Die Leute haben ihm zwar immer gewartet und Geduld gehabt, weil der Aelteſte bald einmal zum Verdienen kam. Aber dann war das Unglück da. Jeden Herbſt ging die Frau mit den Kindern in die Beeri, nicht zum Verkaufen. Sie ſagte immer, Konfitüre eſſe ſie fürs Leben gern. Und einmal kam das Vreni ſchneeweiß im Geſicht vom Berg herunter und hat geſchrien und geweint und gerufen: „Die Mutter liegt unter dem großen Toſſen und hat Blut im Geſicht!“ Kein Menſch weiß, wie und warum ſie da heruntergefallen iſt. Die Kinder haben nur den Schrei gehört. Dieſes zerſchlagene Geſicht vergeſſe ich in meinem Leben nicht. Furchtbar hat das ausgeſehen und war vorher eine bildſchöne Frau. Dann mußte der Breitacherer bald ab dem Heimen. Darnach kam die Zeit, du wirſt dich wohl erinnern, daß das Annili als ganz kleines Mädchen faſt ein Jahr bei uns war. Wenn der Vater nicht ſo früh geſtorben wäre, hätte er das Annili wohl noch lange behalten, aus lauter Mitleid zum Breitacherer. So kam es dann zu einer Tante unten am See. Die hat's dann groß gezogen, und wie ich gehört habe, ſoll dort auch nicht alles am Schnürchen gehen. Es heißt, es ſei auf und davon gelaufen, das Annili, fort in die Stadt oder ſo. Iſt auch ſchwer. Ja, ja, Walter, wir haben's noch gut, haben Boden und Haus, wenn auch nur wenig, aber ſind da und daheim. Aber ſparen mußt. Alle Jahre würden wir Reiſen und Schützenfeſt nicht aushalten, und wenn der

Schützenpräsident nicht selber gekommen wäre und gesagt hätte, wegen der Ehre für's Land und daß jeder Eidgenosse seine Talente dem Vaterland opfern müsse, hätte es diesmal auch nichts daraus gegeben."

Walter hatte sich auf einen Stein vor die Mutter hingesetzt und hatte während dem Zuhören mit dem Hammer kleine Holzstücke in den Boden geschlagen. Da die Mutter einen Augenblick schwieg, sagte er besorgt: „Wie es auch schon kühl wird, Mutter, willst du nicht ins Haus gehen?" Er trug ihr den Eimer mit den Erbsen hinein und schaffte die Stauden fort. Beide waren sie diesen Abend eigen nachdenklich, und früh schon war kein Licht mehr im Lohmatt-Haus.

Langezeit.

Walter schlief diese Nacht schlecht. Er wälzte sich von einer Seite auf die andere. Die Erzählung der Mutter hatte ihm den Schlaf und die Ruhe genommen. Er mußte immer wieder daran denken, wie traurig doch eine Jugend sein müsse, eine solche Jugend, wie sie das Annili gehabt habe. Er suchte ein Mittel, wie er diesem Mädchen eine Freude machen könnte. Er, ausgerechnet er, der Lohmatt-Walter, empfand tief innen eine Verpflichtung, dem Annili irgendwie zu helfen. Wenn er nur die Adresse gewußt hätte. Nun da das Schützenfest vorüber war, konnte er unmöglich wissen wohin er ein Brieflein hätte schicken können. Zu der Tante hinzugehen und nachzufragen, hatte wohl kaum Erfolg, da es von dort davongelaufen sein solle. Also, wo überall in der ganzen Schweiz, konnte es wohl sein?

Diese Frage und diese Gedanken plagten ihn wochenlang. Oft und immer wieder überfielen ihn Hast und Unruhe. Dann wieder ließ er Gabel und Axt liegen und sinnierte vor sich hin. Er mußte sich immer mehr zusammennehmen, weil die Mutter ihn dabei schon oft beobachtet hatte. Mit sorgenvollen Gesicht sprach sie dann gelegentlich mahnend auf ihn ein. Sagte ihm, daß Erfolge und prunkvolle Festlichkeiten schon manchen jungen Mann verdorben haben. Daß Hochmut und Ruhmsucht die Fröhlichkeit und Zufriedenheit vertreiben. Immer wieder brachte sie sein verändertes Wesen in Beziehung mit dem Schützenfest.

Den Becher sollst du in Ehren halten.

Nach und nach wurde ihm alles das unerträglich. Er wollte sich nicht mehr vor der Mutter verstecken müssen. Plötzlich kam ihm in den Sinn, daß das Annili an jenem Abend in der Festhütte gesagt hatte, in welchem Restaurant in der Stadt es vorher gewesen sei. Wenn er vielleicht dort Annilis Adresse erfahren könnte? Er ersann einen Vorwand, um in die Stadt zu kommen.

Ein Schweinehändler im Dorf, welcher jede Woche mit Roß und Wagen in die Stadt fuhr, versprach ihm, ihn an einem Dienstag mitzunehmen.

Unter lauter fremden Leuten.

Ein schöner Morgen kam ins Land. Walter fuhr mit dem Sauhändler auf der neuen, breiten Straße dem See entlang. Der Bergwald stand dunkel vom hellblauen Himmel ab. Ueber das Schilf am Ufer strich ein leichter Wind. Je näher sie der Stadt zu kamen, desto mehr Autos fuhren vorbei und um so unruhiger rutschte Walter auf dem Bock hin und her. Sie sprachen nicht viel miteinander aber so ungefähr

konnte er doch erfahren, wo das Reſtaurant war, welches Annili damals genannt hatte.

Walter half bereitwillig die Schweine abladen. Sein Sonntagsgewand wurde dadurch nicht ſchöner, aber für die Freifahrt mußte er doch behilflich ſein. Sie verabredeten die genaue Zeit und Treffpunkt für die Heimfahrt. Dann ging Walter ſeinen Geſchäften nach. Er hatte der Mutter von ſo vielen notwendigen Geſchäften geſprochen, damit er in die Stadt kommen könne, daß er nun tatſächlich von einem Ende zum andern gehen mußte, und er mit ſeinen Beſorgungen viel Zeit verbrauchte.

Gegen Mittag ſtand er nach langem Suchen und Fragen vor dem Reſtaurant. Hohe Fenſter und buntfarbige Gardinen, ſah er links und rechts vom Eingang. Er ſtellte ſich auf der gegenüberliegenden Straßenſeite auf, um zu beobachten, was für Leute hier ein und aus gingen. Da es Mittagszeit war, ſtrömten viele Männer hinein; darunter gut gekleidete Herren, auch in Begleitung von Damen. Er verglich ſeinen Sonntagsanzug mit den Kleidern dieſer Gäſte, ging dann um die nächſte Ecke und wiſchte dort mit dem Taſchentuch ſeine Schuhe ab.

Als er wieder zurückkam, ſah er einen jungen Mann in weißen Schuhen, hellen Hoſen, blauer Jacke einen hellbraunen Ueberzieher am Arm in das Reſtaurant hineingehen. Er war nicht ganz ſicher, ob dies der Langhaarige vom Schützenfeſt war. Immerhin ließ er von da ab den Eingang keinen Augenblick unbewacht. Mit der Zähigkeit, welche den Menſchen aus den Bergen eigen iſt, wachte er faſt zwei Stunden auf der Straße. Immer wieder dachte er: „Wenn das der Langhaarige geweſen iſt, dann muß Annili da drinnen ſein".

Endlich kam tatſächlich der gleiche junge Mann, welcher damals am Schützenfeſt geweſen war heraus. Walter ſah, wie er ſich eine Zigarette anzündete und dann mit langſamen, ſchlendrigen Schritten die Straße hinauf ging. „Schließlich muß ich doch irgendwo zu Mittag eſſen", dachte Walter und ging feſt entſchloſſen hinein.

Er ſtellte ſich zuerſt neben den vollbehangenen Kleiderſtänder und betrachtete genau die Serviertöchter. Da ging tatſächlich Annili nahe an ihm vorbei zum hinterſten Tiſch um abzuräumen. Walter hatte alſo Glück gehabt. Er ſteuerte auf den leeren Tiſch zu, was gar nicht ſo leicht war. Nur ſchmale Durchpäſſe blieben zwiſchen den Stühlen frei und der Boden war viel zu glatt für ſeine genagelten Schuhe. Auch die vielen Blicke der Gäſte genierten ihn. Endlich angekommen ſtellte er ſein Packet auf den Stuhl nebenan und ſetzte ſich hin. Am Tiſch gegenüber wurde noch zu Mittag gegeſſen, aber aus lauter großen ſilbernen Platten. Annili kam auf ihn zu, begrüßte ihn voll Freude. „So hab ich dich doch gefunden" ſagte Walter. „Haſt du mich denn geſucht?" frug es, wurde dann aber anderswoher gerufen. Er konnte nur noch ſchnell ein Bier beſtellen. Als er dies bekam, ſah er, wie ſchöne, weiße Hände Annili hatte und daß die Fingernägel glänzten.

Es kam die ganze Zeit nie zu einem richtigen Geſpräch. Annili hatte ſo viel zu tun. Er getraute ſich nicht, ihm zu rufen. Er war erſtaunt, daß es ſich ſo ſicher unter den feinen Leuten bewegte. Als er zufällig auf die große Uhr an der Wand blickte, entdeckte er, daß es Zeit ſei ſchleunigſt zum Treffpunkt zu gehen, wenn er ſeine Heimfahrt nicht verſäumen wollte. Er zahlte, gab dem Annili die Hand, hielt ſie lange feſt während er ſagte: „Kommſt du nicht mehr heim, kommſt du nie mehr zu uns. Biſt doch als kleines Meitſchi lange in der Lohmatt geweſen". Annili ſeufzte und ſprach: „Das war eine ſchöne Zeit Walter, auf Wiederſehen. Oft habe ich furchtbar lange Zeit". Dann mußte Walter hinausgehen, denn gar viele Gäſte ſchauten erſtaunt auf die ſchöne Kellnerin, welche da bei dem jungen Bauern ſtand.

Walter hatte noch nichts gegeſſen. Da er ſowieſo zu ſpät war; kaufte er ſich auf dem Wege zum Treffpunkt zwei Würſte und Brot, welche er auf der Heimfahrt aß.

Wie Walter ſchrieb und wie Annili las.

Zu Hauſe angekommen, wollte er groß tun mit ſeinen Einkäufen und Beſorgungen und entdeckte dabei, daß er ſein Packet mit

den Agraffen und dem neuen Patent-Brenner für die Petrollampe wohl im Restaurant liegen gelassen hatte.

Am Abend saß Walter oben in seiner Laube auf der gemalten Truhe und starrte auf den Boden. „Wie kommt der Langhaarige in diese Stadt" dachte er. „Ist Annili überhaupt noch ein Bauernmädchen mit so weißen Händen, mit glänzenden Fingernägeln?" Er erinnerte sich auch ein schmales, gelbes Ringli an der Hand gesehen zu haben. „Das ist alles dummes Zeug. Annili ist und bleibt jetzt in der Stadt und ich daheim, und punktum und fertig, abgeputzt! Was war das nur mit der Langezeit? Es habe Langezeit. Es soll doch heimkommen, wenn es Langezeit hat. Wenn es jetzt bei der Tante wäre, könnte man einmal gehörig mit ihm reden. Ich weiß ja überhaupt nicht, was es in der Zeit vor dem Schützenfest gemacht hat. Ich weiß ja überhaupt nichts von ihm. Ob wohl der Langhaarige schon vorher immer bei ihm war? Ach was, schlafen!" Er ging zum Tisch, um die Petrollampe zu löschen. Da kam ihm sein verlorenes Packet in den Sinn. Er zögerte lange, dann schlich er behutsam in die Stube hinab und holte Tinte und Feder.

Walter hatte sich auf einen Stein vor die Mutter hingesetzt.

Wieder in der Laube oben begann er zu schreiben. Zerriß einige Papiere und fing immer wieder neu an:

Liebes Annili!

Ich habe mein Packet da gelassen, weil ich es vergessen habe. Du mußt es nicht schicken, wegen der Mutter. Ich komme dann wieder einmal und hole es, wenn es Dir nichts ausmacht. Ich glaube, daß es besser für Dich wäre und schöner, daheim zu sein, statt als Kellnerin. Die Mutter hat gesagt, die Stadt verdirbt die Mädchen und Du sollst doch einmal eine wackere Frau werden. Dies hofft und grüßt Dich

Dein Walter.

Mit diesem Brief bekam Annili auch noch andere Post. Es lagen da auf seinem Nachttischli Blumen mit einem kleinen Couvert und noch ein anderer Brief. Als die Serviertochter, welche im gleichen Zimmer schlief, die Blumen sah, machte sie allerhand spitzige Bemerkungen. Annili öffnet zuerst das kleine Brieflein. Es war von Arthur, so hieß der junge Mann mit den langen Haaren. In seiner noblen, feinen Art hatte er zu der Einladung, mit ihm ins Kino zu gehen, einige Blumen beigelegt. — Dann las Annili den zweiten Brief. Die Tante schrieb, es solle sofort nach Hause kommen. Ihre Tochter wolle ins Französische und sie brauche unbedingt eine Hilfe. Es fehlte in diesem Brief nicht an Vorwürfen und an Ermahnungen. Es sei nun lange genug fort gewesen, es dürfe sich nun wieder der erwiesenen Wohltaten erinnern und heimkommen. Es sei überhaupt schwierig gewesen seine Adresse zu erfahren. Nun sei es aber Zeit, alles wieder gut zu machen. Annilis Gesicht zeigte keine frohe Miene beim Lesen dieses Briefes. Das Mädchen im Bett nebenan sagte, es solle doch endlich das Licht löschen. Annili ging nun auch zu Bett, dann öffnete es Walters Brief. Es las schnell die kurzen Zeilen, fing nochmals von vorne an, jedes Wort genau betrachtend. Dann schaute es lange gegen die Decke. Plötzlich sprang es aus dem Bett, legte die Blumen auf die Decke seiner Nachbarin und sagte: „So hier

haſt du die Blumen und haſt die Einladung ins Kino, das kannſt du alles haben und wenn du nicht zufrieden biſt, bekommſt du noch den Brief von meiner Tante dazu und jetzt ſchlaf wohl". Das Licht erloſch blitzſchnell, dann folgte ein luſtiges Krachen in Annilis Bett, und ein Geräuſch als ob Kiſſen und Decke wild durcheinander geworfen würden.

Eine moderne Cravatte und ein urchiger Zorn.

Eines abends ging Walter mit der Milch zur Sennhütte, von dort ging er ins Dorf und kaufte im Laden einen modiſchen Halskragen und eine lange, grellfarbige Cravatte. Zu Hauſe angekommen packte er heimlicherweiſe ſein Sonntagsgewand zuſammen und verſteckte es im Stall auf dem Heuboden. Als die Mutter nach dem Nachteſſen in der Küche hantierte, rief er zum Fenſter hinauf: „Ich muß dann noch ins Dorf wegen der Feuerwehr". Als keine Antwort erfolgte ſchlich er in den Stall, ordnete alles für die Nacht, zog ſich um und verſchwand mit dem Velo. Nachdem er ungefähr eine Stunde in ſchnellſtem Tempo gefahren war, ſtieg er ab, trat etwas abſeits der Straße in den Wald und legte ſich den hohen, neuen Kragen um den Hals. Das Binden der langen Cravatte machte ihm einige Mühe, zumal er nicht in den Spiegel ſchauen konnte. Dann fuhr er wieder weiter, der Stadt zu.

Es war ſpät, als Walter in das Reſtaurant eintrat. Mit Mühe konnte er ein Plätzchen finden an einem Tiſch wo Annili ſervierte. Eine Damenkapelle in fremdartig ausländiſcher Tracht ſpielte auf einem Podium.

Das Dämchen, neben welchem er Platz genommen hatte, rutſche geringſchätzig von ihm weg und ſtrich ſich dann Rot an die Lippen und Mehl ins Geſicht. Eine Wolke ſüßlicher Gerüche ſtrömten von ihr aus.

Walter ſchaute auf die andere Seite. Er betrachtete lange die Geigerin mit dem kurzen geſtickten Röckchen und entdeckte vor ihr einen ſchwarz gekleideten Herrn, welcher immerzu mit den Augen gegen die Damenkapelle hinaufzwickerte. Er ſah auch, daß Annili von einem Herrn hinter dem Büffet angeſchnautzt wurde. Er hatte Zeit genug alles ringsum genau zu betrachten, denn er konnte in dieſem Betrieb kein vernünftiges Wort mit Annili ſprechen. In einer Niſche ſaß ein junger Mann. Ueber deſſen Schultern lag ein bloßer Frauenarm und an deſſen Wange ein ſchwarzer Haarſchopf. Alles andere, war von einem Zeitungsſtänder verdeckt. An einem Tiſch in ſeiner Nähe ſaßen Faßer und eine dicke Frau dabei, welche ihren Arm unter den ihres Nachbars geſchoben hatte. Plötzlich ſah Walter ſich und ſeine Cravatte in einem Spiegel, ſie war ganz ſchief und falſch gebunden. Am liebſten hätte er dieſen Spiegel auf den Boden geſchmettert, überhaupt alles ringsum verjagt und zertrümmert. Dieſes ganze geſchminkte, verliebte, vornehme Pack zum Teufel gejagt. Warum konnte er nicht eine Sekunde mit Annili allein ſein.

Das Orcheſter packte endlich die Inſtrumente ein, die Leute begannen allmählich zu verſchwinden. Walter wartete. Annili hatte ihm bei Gelegenheit das Packet im Zimmer oben geholt. Unterdeſſen waren zwei etwas angetrunkene, gut gekleidete Herren gekommen und hatten ſich an den Tiſch in der Niſche nebenan, hingeſetzt. Sie ſprachen ſehr laut, behielten die Hüte auf dem Kopf und riefen, als ob ſie am Verdurſten wären, nach der Wirtſchaft. Annili brachte ihnen eine Weinkarte. Während der eine eifrig dieſe Karte anſtarrte, beläſtigte der andere das Mädchen. Annili wich ihm immer wieder aus, mußte aber warten bis die Herren beſtellt hatten. Als es vom Tiſch weg gehen wollte, griff der eine nach ihm, zog es mit beiden Händen an ſich, ſo daß es ihm direkt in den Schoß fiel. Annili wehrte ſich, jedoch der andere half auch noch. Ganz zerzauſt konnte es ſich endlich davon machen. Walter konnte ſeine Wut kaum mehr bändigen. Er ſah, wie Annili ans Buffet trat, den Servierteller und die Serviette auf die Marmorplatte warf, und ſchnell hinter einer Türe verſchwand.

Mit zornwütigem Blick auf die beiden Betrunkenen ging Walter hinaus. Draußen vor der Türe ſtellte er ſein Velo auf die

andere Seite des Einganges, band ſein Paket an die Lenkſtange und blieb davor ſtehen.

Wie ein großer Sieg hart beſtraft wurde.

Die vielen Glocken in der Stadt hatten ſchon längſt Mitternacht geſchlagen. Walter wartete. Die beiden allzufröhlichen Herren kamen endlich. Walter trat auf den einen zu und ſagte: „Ich laſſe dieſes Mädchen nicht herumſchleipfen“. Der Angeſprochene lachte ihm ins Geſicht und gab ihm einen Stoß vor die Bruſt. Tätſch, ſchlug Walters Fauſt dem Lacher ins Geſicht, daß er wankte und hinfiel. Ohne eine Sekunde zu zögern, griff Walter den zweiten an. Seine Fäuſte trommelten auf den großen Mann los, welcher ſich mit beiden Armen zu decken ſuchte. Der am Boden Liegende erhob ſich halb und riß an Walters Bein, ſodaß er ſtürzte. Schnell wieder auf den Beinen, beruhigte Walter den halb Aufgeſtandenen mit einem harten Fauſtſchlag in den Nacken. Dieſer kam ihm nun für eine Zeit lang nicht mehr in den Weg. Walter konnte ſich mit aller Kraft dem Andern widmen. Das Gebrüll und Geſtöhn, auch das Kratzen von Walters genagelten Schuhen auf dem Steinpflaſter lockte Menſchen herbei. Bevor jedoch jemand in den Kampf eingreifen konnte, hatte Walter ſeinen zweiten Gegner ſo gut getroffen, daß dieſer in ſeiner ganzen Länge auf das dort ſtehende Velo fiel.

Alte Unterwaldner Bauerntracht.

Walter nahm die Velopumpe, welche dadurch auf die Straße geſchleudert wurde auf und, dieſe wie ein Schwert in der Hand haltend, wartete er auf einen neuen Angriff. Die Polizei kam juſt in dem Moment, als Walter mit ſeiner zufälligen Waffe den erſten Schlag tun wollte.

Um weiteren Auflauf und Lärm zu vermeiden, nahm die Polizei alle drei mit auf den Wachtpoſten. Das war keine leichte Arbeit. Vorab wollte Walter nicht ſogleich mitkommen, auch waren die beiden Herren keineswegs mehr muntere Springer. Der eine hielt krampfhaft ein Taſchentuch vor den Mund, welches immer mehr rot wurde, und wollte um alles in der Welt nicht aufſtehen. Der andere wollte ſich hinterrücks um die Ecke drücken. Als ſich dieſe ſonderbare Gruppe endlich in Bewegung geſetzt hatte, ſprang Walter nochmals zurück und ergriff ſein Velo. Dieſes aber war durch den Sturz ſo übel hergerichtet, daß es für eine Flucht unbrauchbar war. Walter mußte ſchließlich folgen.

Auf dem Polizeipoſten wurde alſogleich ein Verhör vorgenommen. Die beiden Herren erklärten: der junge Bauer hätte ſie ohne jeden Grund plötzlich auf der Straße angegriffen. Daraufhin ging Walter ſofort wieder auf den Feind los. Die Polizei konnte ihn nur mit Mühe zurückhalten.

Der eine mußte nun ſchließlich zugeben, daß er zuerſt dem Walter einen Puff gegeben habe. Auf die Frage, ob jemand Forderungen für zerriſſene Kleider und Arztkoſten geltend machen wolle, verneinten die beiden Herren. Sie wollten lieber nicht im Polizeirapport erwähnt werden, wollten jedes Aufſehen vermeiden.

Walter konnte mit Mühe und Not die verlangte Buße bezahlen. Es blieb ihm nicht mehr ein einziger Batzen. Die beiden Herren lehnten die Behandlung durch den Sanitätspoſten ab und wurden dann entlaſſen. Als ſie zur Türe hinausſchritten, riß ſich Walter los und wollte ihnen nochmals kräftig gute Nacht ſagen. „Wenn ſie keine Vernunft annehmen“, ſagte der Wachtmeiſter, „behalten wir ſie eben hier, bis ihr Zorn verraucht iſt“. Walter wurde heftig

proteſtierend in ein ſolides dunkles Gemach geführt.

Auf einer Pritſche zwiſchen zwei ſchnarchenden Arreſtanten ſaß Walter, den ſchmerzenden Kopf in den Händen. Ohmächtige Wut über die ſchlechten Stadtmenſchen und die Polizei, Kummer um ſein Annili und Angſt wegen der Mutter tobten wild durcheinander in ihm. Was würde Mutter ſagen, wenn er am Morgen nicht zu Hauſe war? Was konnte aus einem Mädchen werden, mitten unter ſolchen Männern? Wie und wann konnte er hier fort? Die Türe war ſtark und verriegelt.

* * *

Oben in der Manſarde über dem Reſtaurant ſaß Annili und weinte laut. Aus dem Bett daneben ſchimpfte die Nachbarin: „Hör doch einmal auf mit Heulen. Schließlich hat man auch Anſpruch auf ein bischen Ruhe, verſtanden. Ganz recht iſt, daß ſie dir gekündigt haben. Die beſten Gäſte hat er verprügelt, dein Schatz, dein Bauernſchatz, und wie verprügelt. Der bekommt ſechs Wochen Waſſer und Brot, und iſt auch recht, ſo wie der dreingeſchlagen hat."

Annili ſchluchzte weiter; weinte ſich die Augen rot.

* * *

Im Lohmatt-Haus in der Kammer brannte ein ſchwaches, kleines Lichtlein. Dort ſaß die Mutter im Bett auf. Den Roſenkranz in den Händen betete ſie für ihren Sohn. Sie horchte auf jedes kleinſte Geräuſch. Sie wartete. Wenn ſie wieder mit einem Geſetzlein fertig war, ſchaute ſie auf zum Kruzifix an der Wand und murmelte: „Herrgott, lieber Herrgott, hab Sorg zu meinem Bub, laß ihn nicht ſchlecht werden, meinen Walter."

Eine Heimfahrt auf Kredit.

Die Polizei ließ den Arreſtanten erſt nach Mittag heraus. Walter machte nicht den Eindruck eines ſtolzen Siegers, als er mit dem verbogenen Velo auf der Schulter und der blauen Beule am Kopfe aus dem Wachtlokal trat.

Von früher her kannte er eine Reparaturwerkſtätte nahe der Kaſerne. Dorthin pilgerte er nun. Der Ladeninhaber erklärte, er müſſe eine neue Vorderradfelge kommen laſſen, weil das ein ganz altes Modell ſei. Er ſolle in 8 Tagen wieder vorbeikommen.

Nun ging Walter ohne Geld und ohne Velo durch die Straßen. Zuerſt wollte er die Agraffen und den Patent-Brenner, die in ſeinem Paket waren, wieder zurückgeben, um dafür Geld zu bekommen. Dann entſchloß er ſich, an die Schiffländе zu gehen, vielleicht konnte er einen Bekannten treffen, welcher ihm Geld leihen würde.

Als er eine Zeit lang dort auf und ab gegangen war, ſah er ein großes, ſchlankes Fräulein, einen ſchweren Reiſekorb tragend, daher kommen. Potz Blitz und Donnerwetter, das war ja s'Annili! Und richtig, s'Annili ging auf die Schiffländе zu. Er ſchlich vorſichtig nahe zu ihm hin und erſchreckte es mit den Worten: „Jetzt habe ich dich endlich allein". „Jeſſes, Maria und Joſef, der Walter!" — dabei ließ es ſeinen Korb auf den Boden fallen.

Auf einer Bank unter den Kaſtanienbäumen warteten ſie, bis ſie einſteigen konnten. Annili erzählte, daß es früher ſchon einmal wegen ſo etwas dieſe Stelle gekündigt habe. Sie hätten ihm jedoch an's Schützenfeſt geſchrieben, es ſolle doch wieder kommen. Geſtern Abend hätte es nun im Reſtaurant den Teller hingeworfen und ganz laut geſagt, dieſe Saububen ſoll ſervieren wer will, und ſei auf's Zimmer gegangen. Nachdem aber wegen ihm dieſe guten Gäſte verprügelt worden ſeien, hätte ihm am Abend noch der Chef alle Schande geſagt und ihm verboten, überhaupt noch einmal in das Etabliſſement hinein zu ſchauen. Jetzt fahre es heim zur Tante. Wenn das Alice, ja die Tochter der Tante, ins Franzöſiſche gehe, dann würde es mit der Tante ganz gut auskommen. Es ſei damals nur wegen dem Alice davon gelaufen.

Walter erzählte die Leidensgeſchichte der vergangenen Nacht. Er konnte ſo am beſten darauf zu ſprechen kommen, daß er keinen Rappen Geld im Sack habe. Beide lachten herzlich, als Annili ihm einen Fünfliber in

die Hand drückte und ſagte: „Das iſt jetzt der Ehrenpreis für den Sieger der Schlacht.“

Beide ſprachen immerzu, aber Annili frug ihn nicht, warum er zwei Mal nach einander zu ihm gekommen ſei. Und Walter getraute ſich nicht, nach dem Langhaarigen zu fragen.

Viel zu früh rief der Matroſe zum Einſteigen. Und auf dem Schiff, ſo viele Leute und Bekannte, konnten ſie faſt gar nichts miteinander reden. Als Annili ausſtieg, konnten ſie einander kaum die Hand geben. Wie leicht hätte ſonſt ein Gerede entſtehen können!

Walter fuhr mit der Bahn ins Tal hinauf. Er ſchaute immer weg, wenn ein Bekannter vorüberging. Denn er hatte auf dem Schiff in einem Spiegel zufällig ſein Geſicht und die Beule geſehen, und das ſah nicht aus, als ob er die ganze Nacht auf ſeidenen Flaumkiſſen geſchlummert hätte. Auch auf dem Bahnhof drückte er ſich ſchnellſtens um den Güterſchuppen herum.

Potz Blitz und Donnerwetter, das war ja s'Annili.

Walters Freude, daß Annili nun heim ging, verflog wie Mehl auf einem Fenſterſims. Was ſollte er der Mutter ſagen? Was hatte die Mutter wohl getan, als er am Morgen nicht da geweſen war? Mit jedem Schritt näher, wurde ſein Kummer und ſein Herz ſchwerer. „Es iſt Melkenszeit“, dachte er, „vielleicht iſt ſie im Stall. Wenn ich ihr nur nicht zuerſt direkt in die Augen ſchauen muß.“

Ein leerer Teller und eine lange Beicht.

Die Mutter hatte am Morgen früh Walters Bett unbenützt vorgefunden. Auch hatte ſie entdeckt, daß Walters Sonntagsgewand fehlte. Sie hatte dazu mehrmals den Kopf geſchüttelt und gemurmelt: „So, jetzt fängt das an!“

Von der Sennhütte zurückgekehrt, hatte ſie für beide das Mittageſſen gekocht und über eine Stunde gewartet, dann endlich mit trauriger Miene neben Walters Teller und Beſteck appetitlos gegeſſen.

Am Abend, kurz bevor ſie zum Melken gegangen war, hatte ſie den unbenützten Teller weggeräumt.

* * *

Walter horchte im Vorbeigehen, ob die Mutter im Stall ſei, dann ging er im Hui in die Laube hinauf und zog ſich um. Schlendernden Schrittes, als ob nichts geſchehen wäre, ging er über die „Bſetzi“ auf die Stalltüre zu, daß die Holzſchuhe klapperten. Beim Eintreten nahm er eine Miſtgabel und ſchüttete Streue in den Schorgraben.

Die Mutter ſchaute, ohne mit dem Melken aufzuhören, neben der Kuh hervor und ſagte langſam: „So, und jetzt biſt wieder da! So biſt wohl bei einer Kilteten geweſen ...? Sag, wer war noch dabei?“ — „Eh, eh, der Hinterbüel-Wiſi“, antwortete Walter, „laß doch jetzt mich machen, Mutter.“ Dieſe fuhr ruhig fort: „Bin jetzt gleich fertig, es gibt heute nicht ſo viel. Es iſt, als ob es die Kühe merkten, wenn ein Unglück im Haus iſt.“ Darauf nahm Walter den Leckeimer und holte Salz. Als er die Mutter aus dem Stall gehen ſah, drückte er ſich und ging danach mit der Milch ins Dorf.

Es wäre ihm lieber geweſen, das Donnerwetter wäre im Stall gleich losgegangen.

Am Tiſch war er der Mutter ganz nahe gegenüber.

Kaffee und Erdöpfelbrauſi hatte er ſonſt immer gern gehabt, aber diesmal ſchien ihm alles viel zu trocken zu ſein. Walter fing während dem Nachteſſen mehrmals ein Geſpräch an, aber die Mutter blieb ſchweigſam.

Erſt nachdem ſie gegeſſen und gebetet hatten, fing die Mutter an: „So, alſo zuerſt die Feuerwehr. — Und dann haben ſie heute morgen in der Sennhütte erzählt, daß der Hinterbüel-Wiſi dieſe Nacht plötzlich hat operiert werden müſſen. Mit einem Auto haben ſie ihn etwa um Mitternacht daheim aus dem Bett geholt."

Walter fuhr mit dem Meſſer dem großen Spalt im Tiſch nach und ſchwieg. Nach einer langen Stille fuhr die Mutter fort: „Biſt du jetzt ſo weit, Walter, daß du deine Mutter anlügſt? Habe ich das an dir verdient? Siehſt du denn nicht, daß du mir weh tuſt, z'innerſt im Herz unſinnig weh tuſt." Walter konnte kein Wort über die Lippen bringen, kein Wort. Die Mutter ſtand vom Tiſch auf und räumte ab. Während ſie das wenige Geſchirr wuſch, ſagte ſie zum Tiſch hinüber: „Ich weiß ſchon, daß du ſeit dem Schützenfeſt ein Anderer geworden biſt. Ich habe auch viel Stunden lang für dich gebetet, daß dir die Zeit nicht ſchadet. Ich will dir nicht vor deinen Freuden davor ſtehen, gewiß nicht. Biſt jetzt in einem Alter, ja — wo's drauf ankommt ſo oder ſo. Aber anlügen brauchſt du mich nicht, Walter. Das darfſt du nicht machen, das drückt deiner Mutter das Herz ab." Die Mutter räumte ſchweigend fertig auf, und Walter konnte nicht ſprechen. Sie holte Weihwaſſer, gab ihm davon und ſagte dazu: „Ich geh halt in die Kammer und bete weiter. Schlaf wohl!"

Nicht einmal „Gute Nacht" brachte Walter hervor. Lange nachher ſtand er auf und ging in den Stall, machte alles für die Nacht zurecht, dann ſetzte er ſich neben die alte Kuh auf den Barnen und heulte. Tatſächlich, der große ſtarke Bauernbub ſchüttelte ſich vor Weinen, heulte und ſchluchzte ſo, daß die alte Kuh aufſtand.

Als er ſpät an Mutters Kammertüre vorbeiging und ſie halblaut beten hörte, riß er ſich zuſammen und trat ein. „Mutter, ich will dir nicht weh tun, gewiß nicht, Mutter." Und er erzählte ihr alles. Vom Schützenfeſt, vom Breitacher-Annili, von der Marktfahrt und dann auch von der Polizei. Walter ſaß auf dem Bettrand. Das Oellichtlein auf dem Nachttiſchli war längſt erloſchen, als er mit ſeiner langen Beicht fertig wurde.

Er fühlte auf einmal im Dunkeln Mutters linde Hand auf ſeinem Arm, wie ſie zart und warm immer wieder hinſtrich und hörte die Mutter ſagen: „Die Stadt verdirbt die Mädchen. Wenn du eine Frau willſt, Walter, dann nicht eine, die in der Stadt geweſen iſt. Nicht eine, die den Kopf voll hat von der großen Welt. Da, auf unſerm lieben Boden gewachſen, muß ſie ſein, einfach und unverdorben. Aber davon reden wir ſpäter. Jetzt ſchlaf wohl und geh jetzt." „Gute Nacht, Mutter, und ſchlaf du jetzt auch." Dann ging Walter ganz leiſe, wie von einem Krankenbett weg, in ſeine Laube hinauf.

Wie Walter Schulden bezahlte und Schulden eintreiben wollte.

Nach acht Tagen konnte Walter ſein Velo in der Stadt abholen. Er hatte aber noch andere Verpflichtungen. Er dachte ſich, geliehenes Geld ſoll man ſo ſchnell als möglich wieder zurückgeben. Deshalb ſuchte er abends beim Heimfahren im Dorf am See das Burghöchi-Haus auf, wo Annili und die Tante wohnten.

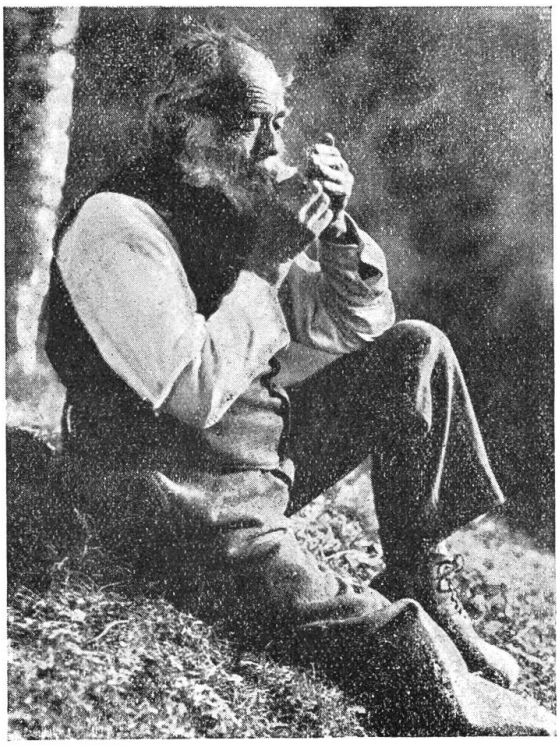
Es ſchien ihm nicht ratſam, einfach durch die Haustüre hinein zu gehen und nach Annili zu fragen. Es war ſchon ordentlich dunkel. Er ſtrich alſo auf allen Seiten um das Haus herum. Schaute ſo gut es eben ging, bei jedem Fenſter, das beleuchtet war, hinein. Auf der oberen Seite ſah er einen Schatten am Vorhängli des halb offenen Fenſters. Er hörrte Geklapper von Geſchirr und dazu ſang eine helle Mädchenſtimme: „So-n-es Biäbili, wiä dui biſch, ſo-n-es Meitili bin-i-ai." Er kletterte vorſichtg auf einen Birnbaum und konnte ſo in der beleuchteten Küche das Annili beim Abwaſchen beobachten.

Er hatte ſeine helle Freude daran, zuzuſehen, wie es fröhlich und luſtig ſeine Arbeit tat. So viel er ſehen konnte, ging dem Annili die Arbeit flink von der Hand, und eine gute Ordnung ſchien in der Küche zu ſein. Alles blinkſauber und nichts Herumgeſtelltes. Er ſtieg vom Baum herunter, ging nochmals um's Haus herum und ſtellte ſich dann wieder unter das Küchenfenſter. Mit verhaltener Stimme ſang er nun: „So=n=es Meitili, wiä dui biſch, ſo=n=es Biäbili bin i ai.“ Er mußte zwei Mal wiederholen, bis das Annili herausſchaute.

Nicht viel ſpäter ſtanden ſie drüben beim großen Tenntor, vertraulich plaudernd beiſammen. Zwiſchen hinein ſagte Walter einmal: „Alſo ich habe jetzt dir meine Schulden bezahlt. Jetzt wäre mir recht, wenn du mir deine Schulden auch bezahlen würdeſt.“ Ganz erſtaunt frug es: „Was habe ich denn für Schulden . . .?“ „Ja, ja, das haſt du natürlich vergeſſen, am Schützenfeſt.“ Überlaut lachte es, hielt aber ſogleich beide Hände vor das Geſicht und ſchaute ängſtlich gegen das Haus hinüber: „Du, ich habe das nicht vergeſſen, aber ich habe geſagt, wann und wo ich will. Mußt noch warten, Walter.“ So ſprachen ſie lange luſtig und heimlich zuſammen. Annili ſagte, es möchte für's Leben gern wieder einmal in die Lohmatt kommen. Da mußte Walter alle möglichen Schliche und Ränke anwenden, damit Annili nicht merken konnte, daß er wohl jetzt mit ſeinem Beſuch bei der Mutter zur unrechten Zeit ankäme.

Walter fuhr heim, ohne ſein „Schmutzili“ bekommen zu haben; aber er pfiff und jodelte und war ſeelenvergnügt.

* * *



„Stillvergnügt!“

In den folgenden Wochen traf Walter merkwürdig oft mit dem Briefträger zuſammen. Wenn er mit der Milch ins Dorf ging, ſuchte er es immer ſo einzurichten, daß er den Briefträger auf der Tour treffen konnte. Dieſer ſchien Erfahrung und Verſtändnis zu haben. Zum Beiſpiel einmal, als nur die Mutter zu Hauſe war, behielt er einen Brief an Walter bis zum anderen Tag in der Taſche und gab ihn dann dem Walter ſelbſt.

Tanzen und „Tuiſſen“.

Im Dorf am See war Älplerchilbi=Tanz. Walter ſaß an einem langen Tiſch ganz allein, zwiſchen Bauern und Dorfleuten, welche er nicht kannte. Er ſchaute immer wieder geſpannt nach der Türe und in alle die vielen Geſichter. An der hinterſten Wand auf einem Podium waren die Muſikanten. Sie waren ohne Tſchopen und hatten die Hemdärmel aufgeſtülpt. Der Klarinettler, der Handorgeler und der Baßgeiger, alle drei hatten ſpitzige, grüne Hütchen auf mit langen Federn, welche bis faſt an die Decke hinauf reichten. Farbiges Papier und Fähnlein hingen üppig von der Decke herunter. Um die Lampenſchirme war wirres Efeu geflochten. Die Luft war ſchon ordentlich dick und gerüchig.

Mädchen mit Blumen im Haar und auffallend ſchönen gewellten Friſuren ſaßen, ſtanden oder tanzten. Hie und da fing einer an, zum Takt der Muſik mit den Schuhen auf den Boden zu trampeln, andere hielten ſich eng umſchlungen und ſchwitzten ſichtbar, pufften und ſtießen voll Lebensluſt die andern tanzenden Paare. Ganz feine Tänzer hielten ein ſchön gefaltetes Naſtüchlein in der Hand, während ſie ihr Mädchen in den Armen hielten.

Walter ſchwitzte noch nicht. Wohl hatte er einige Tänze hinter ſich, aber er ſchien noch nicht richtig aufgelegt zu ſein.

Neben ihm ſaß eine dicke Frau, welche einem alten Mann gegenüber gar luſtige Dorfgeſchichten und Neuigkeiten erzählte. Plötzlich unterbrach der Alte den Redeſtrom der dicken Frau mit der Frage: „Geſtern war da auf dem Dorfplatz die Rede von Feſtkellnerinnen, welche mit Vorliebe einige Tage Töff fahren, wer war da gemeint?“ Dieſe Frage ſchien die Frau in helles Entzücken zu verſetzen. Sie rutſchte umſtändlich zurecht, ſtieß ihr Weinglas von ſich weg, legte ihre dicken Arme auf den Tiſch, beugte ſich weit vor und begann zu erzählen:

„Ach, daß ich das vergeſſen hatte zu ſagen. Das iſt doch das Annili, eh, eh, wie ſoll ich ſagen, das Annili, welches da oben auf der Burghöchi iſt, es iſt, glaub ich, eine Nichte oder weiß ich. Kurzum, das Annili war doch am eidgenöſſiſchen Schützenfeſt Kellnerin. Wie ſo eins dazu kommt — — nu das kann ja unſereins Wurſt ſein. Aber ich erzähle jetzt, was mein eigener Mann mit eigenen Ohren gehört und geſehen hat im Sternen in der Wirtsſtube vor 14 Tagen, vor dem z'Nacht. Er geht immer um die Zeit zum Schoppen in den „Sternen“, mein Mann. Alſo dort ſaß ein junger, feiner Mann, hat ſogar weiße Schuhe angehabt. Eine wirklich flotte Erſcheinung muß es geweſen ſein. Und der hat nach dem Annili gefragt. Mein Mann hat ihm begreiflicherweiſe Auskunft gegeben, wie ſich ſo etwas gehört, ſelbſtverſtändlich. Dieſer feine Mann hat nun erzählt, er ſei auch am Schützenfeſt geweſen die ganze Zeit. Dort habe er das hübſche Ländermeitſchi, Ländermeitſchi hat er geſagt, das weiß ich ganz genau, das Annili kennen gelernt. Das ſei ein raſſiges Ding, wohl wohl, er hat das bis in den Himmel hinauf gerühmt. Dann hat er noch geſagt, er hätte gar nicht gewußt, daß dieſe Ländermeitſchi ſo gut küſſen könnten. Ihr könnt euch denken, wie ich da geloſt habe, als mein eigener Mann mir das erzählt hat. Ja und dann, ja und dann, das Dickſte kommt erſt noch: Dann hat er, der feine Herr, meinem Mann erzählt, daß er mit dem Annili nach dem Schützenfeſt mit dem Motorrad eine dreitägige Spritztour gemacht habe. Spritztour hat er geſagt, das weiß ich ganz genau. Alſo drei Tage und zwei Nächte. Akkurat ſo iſt es wahr, und das habe ich geſagt, gehört an die Aelplerkilbi.“

Walter hörte nicht mehr länger zu, er ging hinaus an die friſche Luft. Es war noch nicht ſpät, immer noch kamen neue Paare und gingen in die Wirtſchaft hinein. Er war in einer Verfaſſung, daß er allen Leuten Ohrfeigen hätte austeilen können. Am liebſten hätte er die dicke Schwatzerin ungeſpitzt in den Boden hinein geſchlagen. Und das Annili, das Annili, daran durfte er überhaupt nicht denken, ſonſt wäre er gewiß noch vor „Täibi“ zerſprungen.

Er ging wieder hinein. Er wollte noch mehr, noch Genaueres wiſſen. Drinnen traf er ein Mädchen aus ſeinem Heimatdorf, das hier in der Nähe Magd war. Er holte es zum Tanz und fragte es aus. Dieſes wußte davon nichts zu berichten. Plötzlich ſah er das Annili zwei Tiſche von ihm weg bei einem alten Mandli ſitzen.

Von da ab tanzte Walter wie wütend mit der Magd. Sie war ja bei weitem nicht ſo ſchön wie das Annili und wußte rein gar nichts zu erzählen, aber das machte ihm nichts aus. Er tat ganz öffentlich verliebt mit ihr und ließ keinen einzigen Tanz aus. Annili winkte ihm oft beim Vorbeitanzen zu, aber Walter warf nur finſtere Blicke um ſich.

Während die Magd einmal hinausgegangen war, lief Walter plötzlich auf und davon. Er ging gegen die Burghöchi hinauf und ſetzte ſich dort am Weg hinter einen Hag. Er wartete und wartete, bis er Schritte hörte. Er wollte wiſſen, mit wem und wie das Annili heimging.

Schon weit unten vernahm er deſſen Stimme. Es ſchien, als ob es immer wieder ſtehen bliebe. „Aha“, dachte Walter, „das werden die raſſigen Küſſe ſein!“ Er legte ſich auf den Boden und ſchaute unter dem Hag durch. Da ſah er das Annili mit dem alten Mandli kommen. Es hielt ihn

feſt am Arm und half ihm mühſam vorwärts. Der gute Mann konnte wahrſcheinlich den Wein nicht vertragen, deshalb ſchwankte er ſo und blieb er immer wieder ſtehen.

Walter ließ die Beiden vorbei, dann fuhr er heimzu. Etwas tröſtete ihn in ſeiner Taibi. Der Langhaarige war nicht da geweſen, und Annili war ſo brav mit dem alten Mandli heimgegangen.

Was die Rache und was die Liebe tat.

Jetzt kam eine ſchwere Zeit für Walter. Bei der Arbeit, am Sonntag in der Kirche, beim Eſſen, vor dem Schlafen, immer mußte er an Annili und den Langhaarigen denken, und er ſchlief lange nicht ein, und er ſchlief ſchlecht.

Immer wieder dachte er: „Das kann nicht ſein, das iſt nicht wahr.“ Und dann wieder: „Wenn ich den verfluchten Kerl nicht ſelbſt, mit eigenen Augen geſehen hätte, am Schützenfeſt.“ Einmal dachte er voll Haß an Annili, dann wieder haßte er ſich ſelbſt, ganz ſicher aber und immer haßte er den Langhaarigen.

Tatſächlich, der große, ſtarke Bauernbub ſchüttelte ſich vor Weinen.

Es kam ſo weit mit ihm, daß er in dunkler Nacht anfing, einen Brief zu ſchreiben. Einen Brief an Annili, in welchem geſchrieben ſein ſollte, deutlich und klar: „Es iſt Schluß und aus und Amen! Er ſchrieb oben unter das Datum: Fräulein Anna! Auch einige zünftige Grobheiten hatte er für dieſen Brief ausgedacht. Er ſchrieb und ſchrieb, malte ſich dabei aus, was das Annili für ein Geſicht machen werde beim Leſen. Ganz genau ſtellte er ſich vor, wie es rote Backen und naſſe Augen bekommen werde. Viele, viele Tränen, und zuletzt ganz geſchwollen rote Augen.

Seine Gedanken wurden immer ſchwerblütiger, ſein Kopf ſank langſam auf den Tiſch, bis ſein halb offener Mund auf dem Briefböglein lag.

Als er erwachte, war ihm ganz „ſturn“. Er nahm den Brief, las ihn und zerriß ihn in kleinſte Stücke. Laut ſagte er vor ſich hin: „Ach was, das iſt alles erſtunken und erlogen. Der Langhaarige hat gelogen, der zuerſt, die dicke „Rätſcherin“ hat gelogen, ihr eigener Mann und alle zuſammen ſoll der Kukkuck holen!“ Er legte ſich in den Kleidern aufs Bett und ſchlief endlich wieder einmal ruhig und tief.

Wohl zwei Wochen lang hatte dieſer Kampf getobt, zwei Wochen lang hatte Walter unluſtig und ſchlecht gearbeitet. Jetzt mußte er endlich ſeine Streue im Seeried aufmachen.

Ringsum ſtanden große und kleine, gerade und ſchiefe, dicke und magere Triſtenen und Walters „Bitz“, war noch nicht ſo weit. Er begann mit großem Eifer, ſchaute dann aber immer wieder gegen den See hinab.

Tatſächlich kam Annili hier vorbei; das Körbchen am Arm im „blumeten“ Röckli.

„Guten Tag, Annili“, rief Walter, und ging auf die Straße zu. „Eh, eh“, ſagte es: „Daß du mir noch guten Tag ſagſt“. Walter ſtellte ſeine Gabel grad vor Annili, ſtützte ſich darauf und lachte ihm mitten ins Geſicht: „Wenn du mir nicht mehr ſchreiben willſt, dann paſſe ich dir halt auf der Straße auf.“ „Wer hat zuletzt geſchrieben, du oder ich? Ja, haſt vielleicht ſchon geſchrieben, aber an eine andere

Adreſſe", ſagte Annili, wurde ein wenig rot im Geſicht und wollte weiter. Er vertrat ihm den Weg und ſagte: „So, jetzt laß ich dich nicht mehr vorbei, bis du mir deine Schulden bezahlt haſt." „Ja, du kommſt mir jetzt gerade recht, am Aelplertanz hätteſt ſie bekommen können, wirſt wohl dort auch alte Schulden eingetrieben haben, die meinigen kannſt ins Kamin ſchreiben, Walter."

Annili wollte immer fort. Walter ließ nicht lugg. Lange Zeit ſprachen die Beiden zuſammen, und nach und nach immer freundlicher. Ringsum war kein Menſch und neben ihnen die Triſtenen. Sie ſchlenderten zuſammen übers kahle Ried und blieben dann an eine Triſte gelehnt ſtehen. „Man ſollte dir das nie, nie ſagen, Walter", ſprach Annili, und ſchaute dazu feſt auf ſein Körbchen, welches am Boden ſtand: „aber beim Tanz, wie ich dich dort geſehen habe und jetzt die Zeit nachher, wo du mir nicht ein einziges Mal geſchrieben haſt, da haſt du mir unſinnig weh getan, Walter." Sie waren ſich ſo nahe, daß kaum eine Bewegung nötig war. Annili drehte ganz langſam ſein Köpfchen, öffnete nur halb die blauen Augen und ſo bekam Walter ſein Schmerzensgeld mit Zins und Zinseszinſen.

Annili hatte nicht gefragt, warum er nicht mit ihm getanzt habe und Walter hatte wieder nicht vom Langhaarigen geſprochen.

* * *

Unterdeſſen ſaß im Lohmatt-Haus Walters Mutter auf einer kleinen alten Truhe im Eſtrich und ſchaute geſpannt auf einige Briefböglein, welche ſie neben dem kleinen Fenſter, weit von ſich geſtreckt, in der Hand hielt. Sie legte alle neben ſich auf die Truhe, ging hinunter in die Stube und dann, mit der Brille in der Hand, wieder in den Eſtrich hinauf. Dort begann ſie langſam und eifrig zu leſen. „Lieber Walter!" ſtand gewöhnlich oben drauf, und ein oder zwei Mal „Liebſter Walter!" Dieſe las ſie zuletzt. Bei den erſten Briefen war deutlich Unwillen und Unzufriedenheit auf dem Geſicht der Mutter zu ſehen. Nach und nach aber nickte ſie hie und da zuſtimmend. Die beiden letzten Briefe las ſie zweimal von Anfang bis zu Ende durch. Am Schluſſe las ſie halblaut: „Dein dich herzlich liebendes Annili".

Lange blieb die Mutter ſo ſitzen, die Briefböglein zuſammengefaltet in der Hand. Dann ſtand ſie auf, kroch mühſam unter dem niedern Dach durch und ſteckte die Briefe zwiſchen Balken und Schindeln. Dort hatte ſie beim Zwiebelnholen ein Stück weißes Papier hervorlugen geſehen. Dort hatte ſie Annilis Briefe gefunden.

Was ſo ein Viehhändler alles zu erzählen wußte.

Seit Walter vom Riedblätz heimgekommen war, jodelte und pfiff er oft bei der Arbeit, ſeither war er luſtig und fidel. Nur dann und wann ſaß er ſchweigend irgendwo und machte ein finſteres Geſicht. Das geſchah immer dann, wenn ihm der Langhaarige in den Sinn kam. Jedesmal aber ſchloß er ſein Grübeln, indem er halblaut etwas vor ſich hinmurmelte, ſo ungefähr: „Das iſt einfach nicht wahr. Es iſt eine Schlechtigkeit, wenn ich dem Annili ſo etwas zutraue. So etwas macht mein Annili nie, fertig, und hat's nie gemacht!"

In der Zeit war er rührend lieb und nett mit der Mutter. Er trug ſie, wie man ſagt, auf den Händen. Die Mutter war auch munter und gut gelaunt. Kurz, es war eine goldige, frohe Zeit.

Freilich abgelegen war die Lohmatt. Man ſah von dort aus juſt den Staub von der Landſtraße, wenn die Autos ihn hoch aufwirbelten. Ein Fußweg führte am hinterſten Zipfel der Lohmatt vorbei hinauf zu einer einſamen Alp. Aber nur ſelten ging jemand dieſen Weg.

Nun, man wußte trotzdem, was ſich ringsum ereignete. Jeden Tag ging doch jemand mit der Milch in die Sennhütte und dann und wann kam auch ein Beſuch.

Ein kleiner, dicker Viehhändler kam gelegentlich auch vorbei, welcher immer auf luſtige Art die Tagesneuigkeiten zu erzählen wußte. Als er wieder einmal abends vor dem Lohmatt-Haus am Gartenhag lehnte, gab er ſeine neueſten Erlebniſſe

zum Beſten: „Was unſereins nicht alles erlebt, unſereins erlebt gar viel. Man muß den Kopf und die Augen überall haben und dann die Wirtſchaften. Ich ſage Euch, Mutter, es wird einem nach und nach zu viel, aber was kann man machen, in den Wirtſchaften werden die Geſchäfte gemacht, wo ſonſt? Man geht nicht wegen dem Trinken, im Gegenteil, und ſelb iſt wahr.“

Die Mutter ſtand auf und holte ihm ein Glas Moſt. Dankend ſetzte er ſich zu ihnen auf die Bank, dann fuhr er fort: „Juſt, was wollte ich Euch gerade erzählen, ja richtig, der Weißhöſeler. Sitze ich da im Dorf am See unten im „Sternen“, ja richtig, geregnet hat's, ſonſt wär' unſereins ja nicht an den Schärmen gegangen. und ſelb iſt wahr. Wer kommt da herein. tropfbachnaß, aber ich ſage tropfbachnaß? Ja ich will grad ſagen, mit dem Töff-Töff, aber tropfbachnaß: der Weißhöſeler. Das heißt, wir haben ihm nachher ſo geſagt, weil er weiße Hoſen und weiße Schuhe angehabt hat. Jetzt könnt ihr denken, wie die weißen Schuhe ausgeſehen haben, — Mutter, ſelb wär ein Putzen! Seine langen, ſchwarzen Haare hat er nur ſo auswinden können, trotz der Kappe, und ſelb iſt wahr. Der hat ſich tätſch zu uns an den Tiſch geſetzt und hat angefangen zu plagieren. Ja, ich ſage Euch plagieren, das Rehbockgeweih an der Wand oben hat ſich gekrümmt, ſo hat der plagiert, und ſelb iſt wahr. Er wollte mit uns um Fünfliber „Bänkeln“, aber wir haben geſagt, er ſolle lieber ſonſt einen Halbliter bezahlen. Ja, Mutter, wißt ihr, wir „bänkeln“ nie, wäre ja ſchade für das gute Geld, nie, ja zugeſchaut habe ich auch ſchon, das ſchon, und ſelb iſt wahr. Da ſagt alſo der Weißhöſeler: „Wißt ihr, mit wem ihr's zu tun habt, ihr guten Leute? Ich bin Kunſtmaler. Ich habe das große Bild mit der Helvetia gemalt am eidgenöſſiſchen Schützenfeſt“, hat er geſagt. Ich habe ihm ja damals ſchon kein Wort geglaubt, und ſelb iſt wahr.“

„Hat er einen blauen Tſchopen angehabt?“, frug Walter ſehr intereſſiert. — „Richtig, einen blauen Tſchopen, aber ich ſag ja, tropfbachnaß. Jetzt müßt ihr hören, alſo geſtern, ich hab ja ſchon gewußt, daß dem Vorſäßler ſeine Weißfleck-Kuh überfahren worden iſt, geſtern ſehe ich den Wachtmeiſter mit dem Weißhöſeler ins Rathaus hineingehen, und ſelb iſt wahr. Ich denke mir, das mußt jetzt aus ganz komplimenter Seite erfahren. Unſereins kennt gar viele Leute, unſereins kann ſo was ſchon herausbringen, jetzt hab ich das mediat herausgebracht, und ſelb iſt wahr. — Alſo der Weißhöſeler iſt vom „Sternen“ fort gefahren, gegen die Stadt zu, und hat dem Vorſäßler ſeine Kuh mitten in den Bauch hineingefahren, tätſch Chabis. Der Poliziſt iſt dazu gekommen und da hat er keine Papiere gehabt für das Dampfvelo. Dann haben ſie ihn auf's Rathaus genommen und da hat er kein Geld gehabt. Kein Geld. ſag ich, verſchwiegen denn für eine Kuh, und das Töff will er gelehnt haben. Da haben ſie ihn halt da behalten.“

Walter drückte das Annili mit ſeinen ſtarken Armen feſt an ſich.

Walter fing an laut zu lachen und klopfte dazu mit der Hand auf's Knie, daß es weit hin ſchallte. „Wart jetzt, wart jetzt nur. Jetzt geſtern haben ſie ihn wieder verhört, ja wo ich ihn geſehen habe, und

jetzt haben sie unterdessen herausgebracht, ja die Polizei, daß er am Schützenfest eingesperrt worden ist. Ja nu wohl war der am Schützenfest und Kunstmaler, Helvetiamaler, gestohlen soll er haben, und selb ist wahr. Und daß ihr es wißt, das hab ich dann von ganz komplimenter Seite, punktum." Dann trank der Viehhändler sein Most aus und ging. Am Hag drüben drehte er sich noch einmal um und sagte: „Einen schönen, guten Ade miteinand, ich muß pressieren." Walter konnte sein Lachen und seinen Uebermut kaum bändigen.

„Walter, du bist ein Esel!"

Am Abend in der Stube nahm er den Kalender von der Wand und rechnete nach. Also an dem Tag war das Schützenfest aus, und anderthalb Monate später habe ich den langhaarigen Weißhöseler in der Stadt gesehen. Er wird also einen Monat bekommen haben. Auf alle Fälle war die Spritztour erlogen. Walter warf den Kalender hoch im Bogen in die Ecke, nahm die Mutter, welche gerade hereintrat, an beiden Händen, zwirbelte mit ihr in der Stube herum und sprang davon. Nahm sein Velo und fuhr schnurstracks ins Dorf am See.

Ein Polizist wollte ihn anhalten, weil er ohne Licht und viel zu schnell dahinsauste, aber Walter kümmerte sich momentan nicht groß um solche Kleinigkeiten.

Ei, wie erschrak Annili, als es zwischen Haus und Gaden im Dunkeln plötzlich den Walter vor sich sah. Fast hätte es seinen Teller mit Eiern fallen lassen.

Ohne „Grüß Gott" zu sagen, noch ganz atemlos frug Walter: „So, Annili, was ist mit dem Langhaarigen los?"

„Was ist mit dir, was hast du, was meinst du, was für ein Langhaariger?" frug Annili.

„Da der Weißhöseler, der mit dem blauen Tschopen, der da am Schützenfest schon dabei war."

„Ja, was hast du denn mit dem?", tat Annili verwundert, „warum frägst du nach dem?"

„Der kommt doch immer wieder zu dir auf Besuch."

Nun lachte Annili überlaut. Es nahm den Walter am Aermel und zog ihn hinters halboffene Tenntor und sagte: „Der, zu mir auf Besuch? Nicht ins Haus hineingelassen habe ich ihn zwei Mal. So kommt der zu mir auf Besuch. Der ist mir am Schützenfest schon immer nachgestrichen. Ich habe ihm damals schon ein zünftige Ohrfeige gegeben, als er frech werden wollte. In der Stadt ist er dann auch wieder aufgetaucht. Aber, warum frägst du dem nach?"

Ganz zahm und kaum hörbar antwortete Walter: „Ich habe gemeint, du hättest den Langhaarigen gern."

Nun stellte Annili seinen Eierteller auf den Boden, trat ganz nahe vor Walter hin und sagte: „Was meinst du, gern haben, den gern haben?" Dann nahm es Walters Kopf in beide Hände und flüsterte ihm ins Ohr: „Walter, du bist ein Esel; ich habe doch nur dich gern."

„Gott sei Dank", lachte er, nützte aber zugleich geistesgegenwärtig Annilis Nähe aus.

Es stand da im Tenn eine Mähmaschine. Wie leicht könnte man in der Dunkelheit sich verletzen! Deshalb war es klug und vorsichtig, auf die alte Grasbänne zu sitzen.

„Ich kann ja Vieles bei dir nicht verstehen, Walter", meinte schließlich Annili, „aber am allerwenigsten begreife ich, wie du auf d e n kommst!"

„Was kannst du denn sonst noch nicht verstehen an mir?" frug Walter.

„Eigentlich, eigentlich alles", flüsterte es, „daß es weh tut, wenn du mit einem anderen Meitschi tanzest, daß du so zu mir bist, daß du die Städter verprügelt hast und daß seither alles so unsinnig schön ist."

Walter drückte das Annili mit seinen starken Armen fest an sich und frug es zwischen zwei Küssen: „Aber das verstehst du?" Und da lange keine Antwort erfolgte: „Und wenn ich dich frage, ob du zu mir in die Lohmatt kommen willst, als Frau zu mir, verstehst du das auch?"

„Nein, das begreife ich auch nicht", ſagte Annili kaum hörbar, „aber ſag's noch einmal."

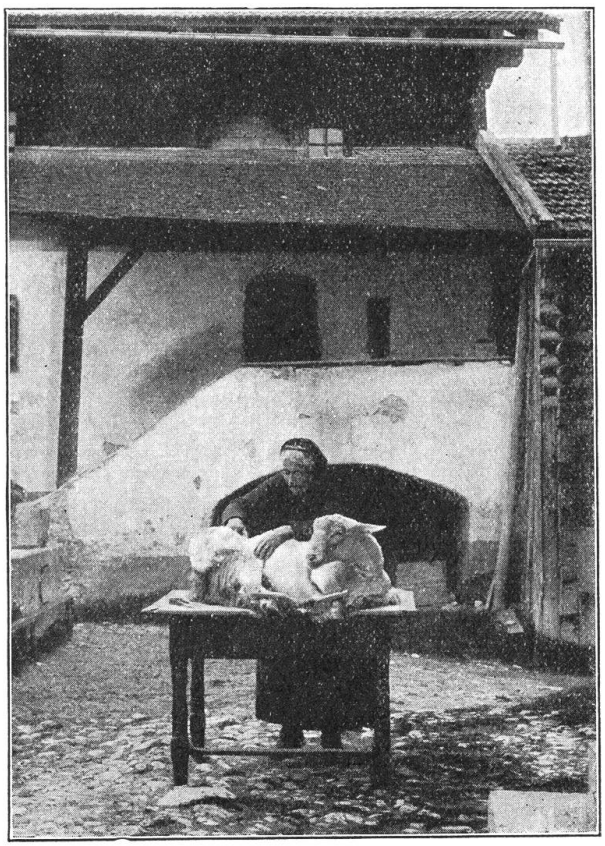
Die Kühe im Stall nebenan wurden unruhig. Die Tante rief durch's ganze Haus. Annili und Walter hörten nichts davon.

Schon ſtand der Mond am Himmel, als Walter heimging. Ohne Laterne durch die Dörfer, durch die Nacht, den langen Weg nach Hauſe fuhr.

Wie die Mutter überrumpelt wurde.

Seit vielen Jahren ging Walter immer im Spätherbſt in den Wald, der anſtoß an die Lohmatt den ſteilen Berg hinanſtieg. Er war gerne im Holz. Er konnte dabei ſo in eine Arbeitswut geraten, daß er Zeit und Kälte vollſtändig vergaß.

An einem heiteren Herbſtnachmittag war Walter auch dort oben, aber ſeine Axtſchläge ertönten nur ſelten. Immer wieder lief er von der Arbeit weg und ſchaute gegen die Lohmatt hinunter.



Schafſchur im Engadin.

Mit zufriedenem Lächeln ſchaute er zu, wie die Mutter am äußerſten Zipfel dem Hag entlang ging. Wie lange hatte er ſtudieren müſſen, um etwas zu erfinden, daß die Mutter dieſen Nachmittag dort draußen zu tun hatte. Wie lachte und kicherte erſt Walter oben auf ſeinem Stein im Wald, da er ſah, wie ſein Annili gemütlich auf der andern Seite des Hages auf dem Fußweg daher kam. Er ſah, wie die Beiden nahe beieinander plötzlich ſtehen blieben. Bis jetzt war ſein Plan glänzend gelungen. Walter ſprang ihm Hui durch den Graben hinunter und kam bald darauf wie zufällig von der andern Seite auf die Beiden zu, welche über den Hag miteinander plauderten.

Ei, wie erſtaunt tat Walter, ſein Annili hier zu treffen. Ei, wie nett ſprach Annili mit der Lohmatt-Mutter. Und wie genau und feſt ſchaute dieſe das ſchöne Mädchen an. Walter ſchlug bald einmal vor, Annili ſolle doch etwas hineinkommen. Dieſes ſagte: „O je, es iſt ja eine ganze Ewigkeit, ſeit ich nicht mehr in dieſem Haus drinn war." Die Mutter meinte: „Du darfſt jetzt das Annili nicht aufhalten; es hat wohl noch einen weiten Weg. Es kann vielleicht ein ander Mal wieder kommen." Walter ging während dieſen Worten langſam mit Annili ennet dem Hag auf das Haus zu. Die Mutter folgte eine Zeit lang auf ihrer Seite etwas hinterher. Plötzlich ſagte ſie: „Eh nu, ſo komm halt", und ging geradenwegs über die Matte voraus.

Die Beiden ließen der Mutter ſchön Zeit, im Haus noch ſchnell Ordnung zu machen. Walter zeigte Annili den Stall. Dort war es ſchön warm und dämmrig. Sie blieben nicht ſehr lange. Nur beim Herauskommen ſchien Annili etwas verlegen zu ſein. Es fuhr mit der Hand ein paar Mal über das leicht gerötete Geſicht und ſtrich ſich immer und immer wieder die wilden, blonden Ruibili aus der Stirne.

Als ſie ins Haus hinein kamen, hantierte die Mutter wie wild in der Stube herum, ſie machte einige kurze Bemerkungen von Ueberrumpeln, und warum es denn nicht ein ander Mal hätte ſein können. Jetzt, ausgerechnet jetzt, paſſe es ihr gar nicht.

Als aber Walter ganz ruhig gleichwohl ſein Annili zum Platznehmen aufforderte und dieſes über das und jenes in helle Freude ausbrach, ſich von ſo vielen Jahren her an das Herz Jeſu, das Bild an der Wand und an den Kanapeeüberzug erinnerte, fand die Mutter ſchließlich doch den Rank. Sie machte gute Miene zum böſen Spiel und ſetzte ſich auch an den Tiſch.

Man habe halt gar keine Kräpfli zum Aufſtellen, hier ſei halt eben Sparen und Einfachheit zu Hauſe, meinte die Mutter.

Walter holte eine Flaſche Wein im Keller, welche er einmal an einem Kilbiſchießen gewonnen hatte. Mutter nahm dann doch die ſchönſten Gläſer und ſtellte ſie auf den Tiſch.

Plötzlich ſtand Walter auf, ging ans Büffet, nahm aus dem oberen Gänterli ſeinen ſchönen Schützenbecher, ſtellte ihn vor die Mutter hin und ſprach: „So, Mutter, heute iſt ein großes Feſt in der Lohmatt, jetzt wird mein eidgenöſſiſcher Becher zu Ehren gezogen.“

Mutter wurde ganz gegen ihren Willen in ein wirkliches, kleines Feſt hineingezogen. Nur einmal noch ſchlug ſie während dem trauten Plaudern einen ernſten, mahnenden Ton an, als ſie ſagte: „Annili, Annili, das kann ich dir ſagen, wenn ich deine Briefe, welche du dem Walter geſchrieben haſt, nicht geleſen hätte, dann wäreſt du ganz gewiß nicht hier in der Lohmatt-Stube.“ „Jeſſes, Maria!“ erſchrak Annili. „Was haſt du, die Briefe geleſen?“ frug gleichzeitig Walter. „Ja, das hab ich“, ſagte die Mutter, „und weil die Briefe ſo, eben gerade ſo geweſen ſind, haben ſie mir gefallen.“

Spät ging Annili heimzu. Es ging nicht allein. Aber die Mutter war ganz allein im Lohmatt-Haus, die halbe Nacht. Ihr Nachtgebet wurde noch länger als ſonſt, denn nun betete ſie dazu noch ein paar Vaterunſer für das Annili.

* * *

Der eidgenöſſiſche Schützenbecher blieb nicht allzu lange im dunkeln Gänterli verſchloſſen. Nur ſo lange, bis die Frühlingsſonne den Schnee im Tal geſchmolzen hatte. Dann glitzerte und zitterte er in der Hand der glücklichen Braut.

— Ende. —

Tanzliedli.

Händ anänand
nänd anänand
händs midenand ſcheen
gli iſch dr Tanz verbii
gli muäſch der heimä ſii
drum nutzid d'Zit ächlii
händs midenand ſcheen.

Groß oder chlii
chamä de ſii
arm oder gar riich
da druif chunds gar nid a
s'härz iſch ja innä dra
das chamä gärä ha
arm oder gar riich.

Riif oder Fehn
wüeſcht oder ſcheen
niä vonänand la
glii de zum Pfarrer ga
s'Jahr druif ä Taifi ha
eiſter ſcheen zämä ſtah
niä vonänand la.

J. v. M.